

Tomáš Halík

Geduld mit Gott

Das Buch

Inmitten der gegenwärtigen Debatte über Glaube und Unglaube lehrt Tomáš Halík, dass Gott uns auffordert, mit unseren Zweifeln auszuharren, sie in uns zu tragen und zuzulassen, dass sie uns zur Reife führen. Wer glaubt, muss große Geduld haben können, denn angesichts von Gottes Schweigen sind Glaube, Hoffnung und Liebe drei Aspekte von Geduld. So wie in der biblischen Erzählung der Zöllner Zachäus sein Leben ändert, können auch wir modernen „Zachäuse“ uns die Botschaft Jesu zu Herzen nehmen.

Der Autor

Tomáš Halík, geboren 1948, während des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei heimlich zum katholischen Priester geweiht (1978), wirkte bis der Wende in der Untergrund Kirche und als naher Mitarbeiter von Václav Havel. Gegenwärtig Professor an der Karlsuniversität Prag und Universitätsseelsorger. Er erhielt mehrere internationale Preise, u.a. Kardinal König Preis (2003), Romano Guardini Preis (2010) und Templeton-Preis (2014), außerdem Eherendokorate der Universitäten Oxford und Erfurt. Benedikt XVI. verlieh ihm den Ehrentitel Päpstlicher Prälat. Seine Bücher wurden in 18 Sprachen übersetzt.

Tomáš Halík

Geduld mit Gott

Die Geschichte von Zachäus heute

Aus dem Tschechischen
übersetzt von Vratislav J. Slezák

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6982

Titel der Originalausgabe:

Vzdáleným nablízku

ISBN 978-80-7106-907-2

© Nakladatelství Lidové noviny Praha 2007



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Neuausgabe 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:

8. Auflage 2016

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2010

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: wunderlichundweigand, Stefan Weigand

Umschlagmotiv: © Viktor Sykora

Textrevision: Angela Demattio, Johannes Langer, Otfried Pustejovsky

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06982-6

Von gewissen Menschen spricht der Prophet:
Jenen, die euch sagen:
Ihr seid nicht unsere Brüder,
sollt ihr antworten: Ihr seid unsere Brüder.
Haltet Ausschau, von wem dies gesagt werden könnte.
Hl. Augustinus

Geduld mit anderen ist Liebe,
Geduld mit sich selbst ist Hoffnung,
Geduld mit Gott ist Glaube.
Adel Bestavros

Aus Liebe zu Gott erdulde ich alles,
auch die *seltsamsten Gedanken ...*
Hl. Thérèse von Lisieux

Eine der kostbarsten Freuden der irdischen Liebe, dem
Geliebten zu dienen, ohne dass er davon weiß, ist im Falle
der Liebe Gottes nur durch den Atheismus möglich.
Simone Weil

Inhalt

Prolog	9
Das Evangelium von Zachäus	19
I. Zachäus ansprechen	20
II. Selig die Fernstehenden	32
III. Fern aller Sonnen	46
IV. Mit nackten Füßen	72
V. Streit um die Schönheit der Dulcinea von Tobosa ...	98
VI. Ein Brief	121
VII. Der unbekante, allzu nahe Gott	143
VIII. Aus nachösterlicher Sicht	158
IX. Zeit zum Steinesammeln	179
X. Zeit zur Heilung	204
XI. Der heilige Zachäus	229
XII. Der ewige Zachäus	241
Verzeichnis der Abkürzungen	258

Prolog

Mit den Atheisten stimme ich in vielem überein, in fast allem – außer ihrem Glauben, dass es Gott nicht gibt.

Auf dem bunten und lauten Markt der Religionen unserer Zeit habe ich mit meinem christlichen Glauben zuweilen den Eindruck, den Skeptikern und atheistischen oder agnostischen Religionskritikern näher zu stehen als manchem, was dort so aufdringlich angeboten wird. Mit Atheisten bestimmter Prägung kann ich die Wahrnehmung der Abwesenheit Gottes in der Welt nachvollziehen. Ich erachte ihre Deutung dieses Gefühls jedoch für übereilt – nämlich für einen Ausdruck von Ungeduld.

Das Schweigen Gottes und die beklemmende Gottesferne bedrängen oft auch mich. Dass die Verborgenheit Gottes sich aufgrund des ambivalenten Charakters der Welt sowie der vielen Paradoxa des Lebens auch mit Aussagen „Gott gibt es nicht“ oder „Gott ist tot“ erklären lässt, weiß ich gut.

Ich weiß jedoch noch von einer anderen Interpretation, von einer anderen Haltung gegenüber einem „abwesenden Gott“. Ich kenne drei (tief miteinander verbundene) *Arten von Geduld* angesichts der Abwesenheit Gottes: es sind dies Glaube, Hoffnung und Liebe.

Ja, den Hauptunterschied zwischen dem Glauben und dem Atheismus sehe ich in der Geduld. Atheismus, religiöser Fundamentalismus und leichtgläubiger religiöser Enthusiasmus sind sich auffallend ähnlich in dem, wie schnell sie fertig sind mit dem Geheimnis, das wir Gott nennen – und eben deshalb sind alle diese drei Positionen für mich in gleichem Maße unannehmbar.

Mit einem Geheimnis darf man nie „fertig sein“. Ein Geheimnis lässt sich – im Gegensatz zu einem Problem – nicht fassen; man muss geduldig an der Schwelle zum Geheimnis ausharren und in ihm verweilen. Es innen, im Herzen tragen, wie es im Evangelium von Jesu Mutter heißt, es dort reifen und dadurch sich selbst reifen lassen.

Auch mich würden die „Gottesbeweise“, die man in vielen frommen Büchern findet, nicht gläubig machen. Wenn die Zeichen der Gegenwart Gottes uns in so banaler Weise vor Augen stünden, wie einige religiöse Enthusiasten meinen, wäre ein Glaube gar nicht nötig.

Ja, es gibt auch einen Glauben, der aus der schlichten Freude und Bezauberung quillt, dass es unsere Welt gibt und dass sie so ist, wie sie ist – einen Glauben, den wir vielleicht der Naivität verdächtigen können, dessen Lauterkeit und Authentizität jedoch nicht zu bestreiten sind. Solch eine klare und freudige Form des Glaubens kennzeichnet oft die anfängliche Inbrunst der Konvertiten oder blitzt in seltenen Augenblicken unseres Lebensweges unerwartet auf, manchmal sogar in der Tiefe des Schmerzes. Er mag ein „Vorgeschmack“ jener beneidenswerten Freiheit in der Gipfelphase des geistlichen Weges sein, jener Stunde des endgültigen, vollen „Ja“ zum Leben und zur Welt, beschrieben als „Via unitiva“ oder „Amor fati“, als mystische Vereinigung der Seele mit Gott oder als verstehende und freudevolle Bejahung des eigenen Schicksals im Sinne der Aussage von Nietzsches Zarathustra: „War das – das Leben? Wohlan. Noch einmal!“

Ich bin aber überzeugt, dass zum Reifen im Glauben auch gehört, Augenblicke – manchmal sogar lange Zeitabschnitte – durchzustehen, in denen Gott weit entfernt zu sein scheint, verborgen bleibt. Offensichtliches und Beweisbares verlangt doch keinen Glauben; man braucht ihn nicht im

Licht unerschütterlicher Gewissheiten, die für unseren Verstand, unsere Phantasie oder unsere Sinneserfahrung erreichbar sind. Der Glaube ist gerade für jene Zeiten der Dämmerung, der Vieldeutigkeit des Lebens und der Welt wie auch für die Nacht und den Winter des Schweigens Gottes da. Er ist nicht dazu da, um unseren Durst nach Gewissheit und Sicherheit zu stillen, sondern um uns zu lehren mit dem Geheimnis zu leben.

Glaube und Hoffnung sind Ausdruck unserer Geduld in eben solchen Stunden – wie auch die Liebe: Liebe ohne Geduld ist keine echte Liebe. Ich könnte sagen, dies gelte sowohl für die „irdische“ Liebe wie auch für die „Liebe zu Gott“, wenn ich nicht wüsste, dass es nur eine Liebe gibt, in ihrem ureigenen Wesen nur eine, ungeteilt und unteilbar.

Der Glaube – ähnlich wie die Liebe – ist untrennbar mit Vertrauen und Treue verbunden. Und Vertrauen und Treue bewähren sich in der Geduld.

Glaube, Hoffnung, Liebe sind drei Aspekte *unserer Geduld mit Gott*; sie sind drei Möglichkeiten, mit der Erfahrung der Verborgenheit Gottes umzugehen. Sie bieten einen ganz anderen Weg, als es der Atheismus oder der „billige Glauben“ tut, sie stellen – gegenüber jenen beiden oft angebotenen Verkürzungen – ein wahrlich langes Unterwegssein dar. Ähnlich wie der Exodus des Volkes Israel, der das trefflichste biblische Symbol dieses Pilgerns ist, führt es auch durch Wüste und Dunkelheit. Ja, von Zeit zu Zeit verliert sich der Weg – zu dieser Wüste gehört ein ständiges Suchen und zeitweiliges Herumirren, manchmal müssen wir recht tief in den Abgrund, in das Tal der Schatten hinabsteigen, um den Pfad wieder zu finden. Würde er nicht hierdurch führen, so wäre es kein Weg zu Gott – Gott wohnt nicht an der Oberfläche.

Die traditonelle Theologie behauptete, es stehe in der Macht der menschlichen Vernunft, durch Überlegungen über die geschaffene Welt zu der Überzeugung zu gelangen, dass Gott existiert – dieser Behauptung kann man sicher zustimmen. (Genauer gesagt: die Welt steht dieser Deutungsmöglichkeit offen und die Vernunft wiederum der Möglichkeit, zu einem solchen Schluss zu kommen; die Welt als eine ambivalente Wirklichkeit zwingt uns allerdings nicht zu dieser Deutung und lässt theoretisch auch eine andere Sicht zu, und wenn etwas „in den Möglichkeiten der menschlichen Vernunft“ liegt, heißt es nicht, dass die Vernunft jedes einzelnen Menschen sich diese Möglichkeit unbedingt zunutze machen muss.) Aber dieselbe traditonelle Theologie wusste sehr wohl und lehrte es auch, dass die menschliche Überzeugung von der Existenz Gottes etwas anderes als der Glaube ist. Menschliche Überzeugungen liegen im Reich des „Natürlichen“, während der Glaube dieses Reich übersteigt, er stellt ein Geschenk dar – eine „eingeebene göttliche Tugend“. Gemäß Thomas von Aquin ist Glaube ein Gnadengeschenk, das in die menschliche Vernunft einfließt und es möglich macht, deren natürliche Kapazität zu überschreiten und in bestimmtem und beschränktem Maße an der vollkommenen Erkenntnis zu partizipieren, mit der Gott sich selbst erkennt. Trotzdem besteht jener riesige Unterschied fort, den es zwischen der durch den Glauben sich eröffnenden und uns während des Pilgerns durch das Halbdunkel der Welt begleitenden Erkenntnis und der Erkenntnis Gottes von Angesicht zu Angesicht gibt, dem „seligen Schauen“ (*visio beatifica*), welches den Heiligen im Himmel vorbehalten ist – also auch uns, wenn wir Geduld und Treue unserem Pilgerglauben gegenüber bezeugen sowie der Sehnsucht, die während unseres ganzen Lebens bis an die Schwelle der Ewigkeit nicht vollständig wird gestillt werden können.

Gründete sich unser Verhältnis zu Gott auf der bloßen Überzeugung von seiner Existenz, einer Überzeugung, zu der wir problemlos mittels Emotionen der Freude über die im Weltall herrschende Harmonie oder durch gedankliches Erschließen von Ursachen und Folgen kämen, so wäre dieses Verhältnis nicht das, was ich im Sinn habe, wenn ich über den Glauben spreche. Den alten Kirchenlehrern gemäß ist der Glaube ein Strahl, mit dem Gott selbst in das Dunkel des menschlichen Lebens eindringt; auf diese Art und Weise, mit dieser Berührung seines Lichtstrahls, wird Gott im menschlichen Leben selbst gegenwärtig, ähnlich wie die unermesslich ferne Sonne mit ihrem Schein die Erde sowie unsere Körper wohltuend berührt. Allerdings kennt auch unser Leben mit Gott Stunden der Finsternis.

Es ist schwer zu entscheiden: ob in dem Abschnitt der Geschichte, den wir miterlebt haben und erleben, Stunden der Finsternis öfter vorkommen, als es in der Vergangenheit der Fall war, oder ob wir bloß mehr von ihnen wissen und ihnen gegenüber empfindlicher sind. Ähnlich schwer fällt die Entscheidung, ob die dunklen Seelenzustände, Angst und Trauer, unter denen gerade heutzutage so viele Menschen unserer Zivilisation zu leiden haben – heute bezeichnet mit den Termini der klinischen Medizin, die sie aus ihrer Perspektive erforscht und auch zu beseitigen bemüht ist –, ob diese Seelenzustände gegenwärtig häufiger vorkommen als in früheren Zeiten oder ob frühere Generationen sie vielleicht wegen anderer Sorgen weniger beachteten oder auch andere und effektivere Mittel besaßen, sie zu verarbeiten oder zu bekämpfen.

Diese Stunden der Finsternis, des Chaos und der Absurdität, als wäre man aus dem sicheren Raum einer sinnvollen Ordnung herausgefallen, erinnern auffällig an das, was Nietzsche durch den Mund des „Narren“ in der Botschaft vom Tod Gottes verkündete: „Wohin bewegen wir uns? Fort von allen

Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an?“

Solche Stunden „fern aller Sonnen“ – die wir auf der großen Bühne der Geschichte mit Symbolen wie „Auschwitz“, „Gulag“, „Hiroshima“, „11. September“ oder „Zivilisation des Todes“ und auf der Alltagsebene einzelner Schicksale mit „Depression“ oder „Krise“ (psychische Krise, Familienkrise usw.) bezeichnen – stellen für viele den „Felsen des Atheismus“ dar. Sie liefern ihnen die Begründung für die Überzeugung – mit Shakespeares Macbeth ausgedrückt –, das Leben sei bloß das sinnlose Stottern eines Trottel und das erste sowie das letzte Wort hätten Chaos und Absurdität. Es gibt jedoch auch Menschen – und der Autor dieses Buches zählt zu ihnen –, für welche eben die Erfahrung von Gottes Schweigen, Gottes Verborgenheit in dieser Welt den Ausgangspunkt ihres Glaubens und eine ihrer grundlegenden Glaubenserfahrungen bildet.

Selten weist etwas auf Gott so stark hin und ruft so dringend nach Gott, wie gerade das Erleben seiner Abwesenheit. Diese Erfahrung kann einige zur „Anklage Gottes“ veranlassen, die mit Ablehnung des Glaubens endet. Es gibt jedoch – insbesondere in der Tradition der Mystik(er) – eine Reihe anderer Interpretationen, anderer Formen sich dem zu fügen. Ohne die schmerzvolle Erfahrung einer „gottlosen Welt“ werden wir schwerlich den Sinn von religiösem Suchen sowie von all dem begreifen können, was wir über die „Geduld mit Gott“ und ihren drei Aspekten sagen wollen – über Glauben, Hoffnung und Liebe.

Ich bin überzeugt, dass ein reifer Glaube jene Erfahrungen mit der Welt und mit Gott – die von einigen pathetisch als „Tod Gottes“ bezeichnet werden, während andere von

Gottes Schweigen oder der Nacht des Glaubens sprechen – integrieren, aber auch innerlich verarbeiten und ehrlich, keineswegs oberflächlich und billig durchmachen und überwinden muss. Den Atheisten sage ich nicht, sie hätten Unrecht; ich sage nur, dass es ihnen an Geduld mangelt; ich behaupte, ihre Wahrheit ist eine *nicht zu Ende gesprochene*.

Für die Aufgabe der Christen, sich das Beste aus der „heidnischen Kultur“ anzueignen, pflegte Hans Urs von Balthasar den Ausdruck „Ägypter berauben“ zu verwenden, wie es einst die Israeliten beim Auszug aus Ägypten getan und den Ägyptern ihr Gold und Silber entwendet hatten. Ja, ich muss zugeben: Ich sähe es ungern, wenn der alte Atheismus der europäischen Moderne von einer Welle des Vergessens fortgeschwemmt würde und das Christentum für sich nicht das erobern und behalten würde, was im Atheismus aus Gold war, aufrichtig und wahr – sei es auch seine nicht zu Ende gesprochene Wahrheit.¹

Sofort muss allerdings ausdrücklich hinzugefügt werden: auch „unsere Wahrheit“, die Wahrheit des Glaubens, ist hier auf Erden in gewissem Sinne eine „nicht zu Ende gesprochene“, weil sie in ihrem ureigenen Wesen dem Geheimnis gegenüber offen ist, einem Geheimnis, das sich in Fülle erst am Ende der Zeiten offenbaren soll. Deshalb müssen wir der Versuchung eines hochmütigen Triumphalismus trotzen, deshalb haben wir mit „Ungläubigen“ und Andersgläubigen vieles zu erörtern, auch wir sollen zuhören und lernen.

Eine strafwürdige Vernachlässigung wäre es, wenn sich das Christentum nicht jene Tatsache zum eigenen Vorteil zunutze machte, dass es – wie keine andere Religion – in der europäischen Moderne einer läuternden Feuerprobe atheistischer Kritik ausgesetzt gewesen war; genauso wäre es ein Unglück, wenn das Christentum nicht den Mut aufbrächte, in diesen Schmelzofen zu steigen, als könnte es inmitten der

Flammen auf seinen Glauben und seine Hoffnung verzichten, die durch dieses Feuer erprobt und umgeschmolzen werden sollen. Wir sollten – durch Apostel Paulus belehrt – nicht bitten, der Leib des Christentums möge von diesem Stachel verschont bleiben, im Gegenteil, der Stachel des Atheismus sollte unseren Glauben ständig aus der einschläfernden Geruhsamkeit falscher Gewissheiten wecken hin zu einem stärkeren Vertrauen auf die Kraft der Gnade, die sich gerade in unserer Schwäche offenbart.²

Auch der Atheismus kann „dem Herrn den Weg bereiten“, er kann uns helfen, unseren Glauben von „religiösen Illusionen“ zu bereinigen. Wir dürfen ihm jedoch nicht das letzte Wort überlassen, wie es ungeduldige Menschen tun. Auch in Augenblicken großer Müdigkeit sollten wir empfänglich bleiben für die Botschaft, ähnlich jener, welche der Engel dem Propheten Elija gebracht hatte, als dieser unterwegs zum Berg Horeb war: Steh auf, du hast noch einen langen Weg vor dir!

* * *

Es ist schwer, auf unserem Planeten zwei Orte zu finden, die einander so absolut unähnlich sind, wie jener, wo der Anlass zur Verfassung des vorliegenden Buches gegeben wurde, und das Milieu, in dem die Niederschrift schließlich entstand. Ich habe fast das ganze Buch, ebenso wie die fünf früheren, in der Ferienzeit geschrieben, in tiefer Stille und totaler Einsamkeit einer Waldeinsiedelei unweit eines kontemplativen Klosters im Rheinland. Das Thema wurde jedoch an einem frostigen Nachmittag geboren, auf einer der verkehrsreichsten Straßen der Welt, dem Broadway in New York, in einem der obersten Stockwerke des dem Verlag Bertelsmann-Doubleday gehörenden Wolkenkratzers, in einem Zimmer, das einen faszinierenden Blick auf die verschneiten Dächer Manhattans bot.

Während ich mit den Verlagsmitarbeitern den Vertrag über die englische Ausgabe meines Buches *Die Nacht des Beichtvaters* besprach, konzentrierte Bill Berry seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Buch von mir, betitelt *Den Zachäus ansprechen*. Nachdem ich ihm erklärt hatte, warum ich als Motto für das vorliegende Buch absichtlich die Zachäus-Geschichte genommen hatte, forderte er mich auf, das „Zachäus-Motiv“ in einem neuen, selbständigen Buch zu entfalten, und berief sich auf den bekannten Essay Henri Nouwens, der eine andere biblische Geschichte zum Thema hat – die Wiederkehr des verlorenen Sohnes.

Ich nahm mir einige Tage Bedenkzeit und flanierete noch ein bisschen auf den belebten Boulevards Manhattans. Ich betrat auf der Fifth Avenue die St. Patrick-Kathedrale, jenen Tempel der Stille im lebhaft pulsierenden Zentrum der Metropole Amerikas – und dort fasste ich den Entschluss, der Aufforderung zu folgen.

Bei Bill Berry und bei meiner Agentin Frau Marly Rusoff möchte ich mich noch einmal für das damalige inspirierende Gespräch bedanken und bei den Patres des Klosters im Rheintal für ihre diskrete Gastfreundschaft sowie ihre Gebete, mit denen sie mich während der mit Meditation und Arbeit am Buch erfüllten Wochen begleiteten; mein aufrichtiger Dank gilt auch allen anderen Freunden und meinen Nächsten.

Leser und Kritiker möchte ich um Verständnis bitten: Das vorliegende Buch wurde primär für die englischsprachige Welt geschrieben, also für ein Publikum, das meine früher erschienenen Bücher nicht kannte – es war daher nötig, einige der bereits veröffentlichten Gedanken zu wiederholen; an diese knüpfen meine vorliegenden Überlegungen an und entfalten sie. Ich hielt mich an die Worte des Evangeliums, die besagen, der Hausherr solle aus seinem Besitz Neues sowie Altes vorlegen.

Nach langem Zögern habe ich auch in die tschechische Ausgabe meines Buches all jene Passagen mit einbezogen, die bei aufmerksamen Lesern mit Recht den Eindruck erwecken können, es handle sich um eine Wiederholung des bereits Gesagten und also Bekannten. Diese Teile gehören nämlich untrennbar zum gedanklichen Aufbau des Buches; zwar wissend, dass die Meinung des Autors über seine eigene Arbeit nicht entscheidend ist, bin ich aber überzeugt, dass alles, was ich in meinen bisherigen Büchern gesagt habe, lediglich ein „Sammeln der Steine“ war für einen Bau, den ich eben mit diesem Buch zu errichten beginne. Auf manches zurückgreifend (an einigen Stellen des ersten Kapitels teilweise wörtlich), begeben sich jedoch zugleich auf neue Wege. Es freut mich, dass wir diese Wege wieder gemeinsam beschreiten können.

Anmerkungen

¹ Ganz symmetrisch – und mit Recht – schreibt wiederum der postmoderne Philosoph Slavoj Žižek: „Das authentische Erbe des Christentums ist zu wertvoll, um es fundamentalistischen Sonderlingen zu überlassen“ (in: *The Fragile Absolute*, London-New York 2001, S. 2).

² Vgl. 2 Kor 12, 7–10.

Das Evangelium von Zachäus

Dann kam Jesus nach Jericho und ging durch die Stadt. Dort wohnte ein Mann namens Zachäus; er war der oberste Zollpächter und war sehr reich. Er wollte gern sehen, wer dieser Jesus sei, doch die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht; denn er war klein. Darum lief er voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus zu sehen, der dort vorbeikommen musste. Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und sagte zu ihm: „Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.“ Da stieg er schnell herunter und nahm Jesus freudig bei sich auf. Als die Leute das sahen, empörten sie sich und sagten: „Er ist bei einem Sünder eingekehrt!“ Zachäus aber wandte sich an den Herrn und sagte: „Herr, die Hälfte meines Vermögens will ich den Armen geben, und wenn ich von jemand zu viel gefordert habe, gebe ich ihm das Vierfache zurück.“ Da sagte Jesus zu ihm: „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist.“

Lk 19, 1–10

I. Zachäus ansprechen

Es war noch früh, und auf den Straßen Prags lag frischer Schnee. Damals – in der ersten Hälfte der neunziger Jahre – war beinahe alles frisch. Vor einigen Jahren hatte die „Samtene Revolution“ das kommunistische Regime und sein parteiliches und polizeiliches Machtmonopol gestürzt, und nach langen Jahrzehnten wurde eine wirkliche parlamentarische Demokratie wiederhergestellt. Die neue Freiheit konnten auch die Kirche sowie die Universität genießen. Auch in mein Leben brachte die Wende bedeutende Änderungen: die Priesterweihe hatte ich in den siebziger Jahren, in der Zeit jahrzehntelanger Verfolgung von Kirche und Religion, im Ausland heimlich empfangen – nicht einmal meine Mutter, mit der ich im gemeinsamen Haushalt lebte, durfte es wissen; ausgeübt hatte ich meinen Priesterdienst „illegal“, in der „Untergrundkirche“. Nun endlich konnte ich als Priester öffentlich tätig sein, in Freiheit, ganz risiko- und repressionsfrei, in der neu entstandenen Universitätsgemeinde im Herzen des alten Prag. Nach vielen Jahren, in denen ich Vorlesungen über Philosophie nur unter strenger Geheimhaltung in Kursen, die im Rahmen der „fliegenden Universität“ in Privatwohnungen stattfanden, halten und bloß im Samizdat publizieren konnte, war es endlich für mich möglich, an die Universität zurückzukehren, Artikel in Zeitungen zu veröffentlichen und Bücher herauszugeben.

Das Ziel meiner Schritte war an dem Morgen jedoch weder die Kirche, noch die Universität, sondern das Parlamentsgebäude. Eine Neuheit der damaligen Zeit stellte nämlich die einmal jährlich, kurz vor Weihnachten an einen Geistlichen erfolgende Einladung dar, im Parlament vor den versammelten Abgeordneten eine kurze Meditation zu hal-

ten; nach ihr wurde dann die letzte Sitzung vor den Parlamentsferien eröffnet.

Ja, alles war noch verhältnismäßig frisch und duftete nach der wieder erlangten Freiheit. Seit der „Samtenen Revolution“ waren immerhin schon einige Jahre verflossen, dahin waren die ersten Wellen der Euphorie und der berauschende Glückstaumel über alles sich neu Erschließende, weggeweht die anfänglichen Illusionen, und im öffentlichen Leben traten manche, bisher ungeahnte Probleme und Komplikationen zutage. Die Gesellschaft wurde allmählich von einem Phänomen heimgesucht, das die Psychiater als „Agoraphobie“ bezeichnen – Angst vor einem freien Raum, wörtlich: Angst vor dem Markt. Auf dem Ideen- und Warenmarkt war plötzlich fast alles zu haben, es herrschte ein früher kaum denkbarer Reichtum – viele Menschen hatten aber diese Buntheit der Angebote sowie die Notwendigkeit, eine Wahl zu treffen, in Verwirrung gebracht und verunsichert. Von der unerwarteten Flut berauschender Farben bekamen einige richtiges Kopfweg, sodass sie ab und zu sogar Sehnsucht nach dem Schwarz und Weiß – in Wirklichkeit jedoch dem langweiligen und ermüdenden Grau – der Welt von gestern empfanden.

Vor dem Abschluss meiner Rede – gehalten vor Abgeordneten und Senatoren, von denen offensichtlich die meisten die Bibel nie in ihren Händen gehalten hatten – habe ich abschließend die Zachäusszene aus dem Lukasevangelium erwähnt: Jesus geht in Jericho durch Menschencharen und spricht plötzlich einen der führenden Zöllner an, der ihn aus der Krone eines Feigenbaums beobachtete.¹

Anschließend verglich ich die Geschichte mit dem Verhalten der Christen in unserem Land. Als nach langer Zeit die Jünger Christi nach dem Sturz des Kommunismus frei vor die Öffentlichkeit getreten waren, fanden sie überall eine große Zahl Applaudierender um sich versammelt, allerdings auch ei-

nige wenige feindlich Gesinnte immer noch mit drohend geballten Fäusten. Wahrgenommen wurde jedoch nicht der Umstand, dass *die umher stehenden Bäume voll mit Zachäusgestalten besetzt waren*, mit jenen also, die sich nicht unter die alten oder die ganz neuen Gläubigen mischen wollten oder konnten, ohne dabei gleichgültig oder feindselig zu sein. Sie waren auf der Suche und voller Neugier, zugleich wollten sie aber *Abstand und ihre Sicht der Dinge bewahren*; diese seltsam gemischte Gemütsverfassung, bestehend aus Fragen und Erwartungen, Interesse und Schüchternheit, manchmal vielleicht auch aus Schuldgefühl und gewisser „Ungehörigkeit“, ließ sie versteckt im Dickicht der Feigenblätter verharren.

Jesus redete Zachäus *beim Namen* an, munterte ihn auf, aus seinem Versteck herunterzukommen. Er überraschte ihn mit seinem Wunsch, sich unter Zachäus' Dach begeben zu wollen, obwohl damit zu rechnen war, dass er deswegen sofort Verleumdungen und Kritik ernten würde. „Er ist als Gast bei einem Sünder eingekehrt!“

Es steht nicht geschrieben, Zachäus habe sich je den Jüngern Jesu angeschlossen und sei Jesus nachgefolgt wie sein Kollege Matthäus, die auserwählten Zwölf oder die Schar anderer Männer und Frauen. Wir wissen aber, dass er sich entschlossen hat, sein Leben zu ändern, und *seinem Haus wurde das Heil gespendet*. Jeden wartenden Zachäus ebenso anzusprechen, dazu waren die Kirchen unserer Zeit leider nicht im Stande.

Ich wollte den Politikern eine Warnung geben, denn etwas Ähnliches konnte sich auch auf der bürgerlichen und politischen Ebene ereignen. Nach einer Periode anfänglicher allgemeiner Euphorie verfolgten viele Menschen die Entwicklung der Demokratie in unserem Land zwar noch mit Neugier und gewissem Durst, aus verschiedenen Gründen jedoch auch ein wenig reserviert und verlegen. Viele von ihnen